



FRIKTIONEN

Beiträge zu Politik und Gegenwartskultur

Ausgabe 05/2008

Editorial	S. 2
Drive Drunk	S. 3
Von den Schwierigkeiten mit Niveau zu konsumieren	S. 3
Tagebuch aus dem Pflegeheim für frustrierte Intellektuelle, Teil II	S. 7
Rezensionen	S. 11
Aus dem Plattenarchiv	S. 13

Editorial

Hallo zusammen,

anbei die Herbstausgabe 2008 der Friktionen. Das Tagebuch für frustrierte Intellektuelle war schon in der letzten Ausgabe als Fortsetzungskonzept angekündigt und ist dort auf Wohlwollen gestoßen. Insofern findet sich hier der zweite Teil. Davor steht ein Fragment zum Thema Selbstverwirklichung und der so oft bemühten sogenannten Potenzialentwicklung. Ich bin ich gespannt auf etwaige Diskussionen zu diesem etwas wirr angelegten Beitrag.

Nach wie vor gilt die Einladung für „Friktionen“ zu schreiben, zu zeichnen oder zu fotografieren. Wem's gefällt kann das Blatt per Newsletter bei friktionen@web.de abonnieren. Die komplette Ausgabenhistorie findet sich auf www.friktionen.de.

München, September 2008

Spruch des Monats

Ich mag Menschen, die ein Richtung
haben, keine Zielgruppe.

Impressum:

Friktionen erscheint in unregelmäßigen Abständen in elektronischer Form.

Herstellung, Redaktion, Beiträge und Verantwortlicher im Sinne des Presserechts:
Matthias Hofmann
Schwanthalerstr. 94
80336 München

Drive drunk

Irgendwann in den letzten Wochen hat sich der Bayerische Ministerpräsident Beckstein bei einem Wahlkampfauftritt im Bierzelt ein bisschen vergaloppiert. In einem Versuch, das bayerische Grundnahrungsmittel Bier mit den Mobilitätsbedürfnissen seiner Wähler zusammenzudenken, hat er, der als Protestant ja nicht unbedingt für Saufkompetenz steht, behauptet, dass Autofahren mit zwei Maß im Gesicht doch eigentlich noch kein Problem sein dürfte. Die Aussage hat er auch dann nicht bestritten, als das Ganze in den Medien hochkochte. Gesagt habe er es schon, aber es wisse doch jeder, dass eine Rede im Bierzelt an sich nicht so genau zu nehmen sei. Oder anders gesagt: Politische Events auf Volksfesten auf irgendeine Weise mit dem Phänomen der Wahrheit zusammenzudenken, kann kaum dem gesunden Menschenverstand entsprechen. Beckstein gesteht damit ein, was bisher Stammtisch-aussage war, aber demokratiethoretisch eigentlich immer anders gedacht wurde: Die da oben lügen im Wahlkampf doch eh immer. „Das Bierzelt“ wird damit zum Chiffre einer Vorstellung von öffentlichem Raum, der nicht mehr der Erkenntnis oder der Wahrheitsfindung dient. Ein solches implizites Eingeständnis greift, wenn man es zu Ende denkt, die Setzungen liberaler Demokratievorstellungen grundsätzlich an. Die Vorstellung, dass eine öffentlich und rational geführte Diskussion Basis von Inklusion und persönlicher Bildungsentwicklung ist, prägte noch im 19. Jahrhundert die Kämpfe des liberalen Bürgertums um Presse- und Versammlungsfreiheit. Auch neuere Politiktheorien, wie die Hannah Arendts, setzen noch auf den öffentlichen Raum, als den Ort der Politik, ja der gemeinsamen Welt schlechthin und kritisieren den Verfall dieser Arenen. Jenseits des Kampfes um diese Art der Politikentwicklung liegt dann wohl Debords Gesellschaft des Spektakels. Es ist allerdings kaum anzunehmen, dass der Bayerische Ministerpräsident den Abmilderungsversuch seines Zitats situationistisch gedeutet haben wollte. Selbst wenn er sich damit nur über die Bemühung gängiger Klischees aus der Affäre ziehen wollte, muss er sich allerdings gefallen lassen, dass an seine Auftritte eine neue Art von Messlatte angelegt wird. Wenn es sich dabei nicht um Aussagen im Sinne einem wahrheitsorientiert gemeinten öffentlichen Diskussionsbeitrags dreht, bleiben nur noch die Kriterien der Unterhaltung und auf diesem Feld hat der etwas hölzern wirkende ehemalige Innenminister und zukünftige Ex-Ministerpräsident weit weniger zu bieten als der Rhetorikgigant Stoiber. Aber das weiß er spätestens seit dem 28. September wohl selbst.

Von den Schwierigkeiten mit Niveau zu konsumieren

Tonnenschwer liegt die DVD im Regal. Mit besten Vorsätzen vor über zwei Jahren gekauft hat „Rom offene Stadt“ es noch nicht in den Player geschafft. Der Klassiker des italienischen Neorealismus, kurz nach dem Krieg gedreht, ist ein Stück anerkannter Filmgeschichte – unbedingt sehenswert. Weiß ich. Interessiert mich auch – irgendwie. Trotzdem wird er, wie viele andere wichtige, sehenswerte und empfohlene Werke immer wieder bei der Wahl der Abendunterhaltung übergangen. Oft zieht man sich dann auf Werke mittlerer intellektueller Reichweite zurück, oder setzt auf das, was die Unterhaltungsunternehmen einem so zumuten. Der Wille zur fortschreitenden kulturellen und intellektuellen Bewaffnung reibt sich regelmäßig an einer undefinierbaren Faulheit, einem Gefühl, die

Auseinandersetzung für heute sein zu lassen. Und auch für morgen. In einigen Fällen geht man in die Falle, Trash durch das Einziehen vermeintlich elaborierter Interpretationsebenen zu adeln und damit den Anspruch, den man „eigentlich“ an Kultur stellt, zu dokumentieren.

Das Hadern mit dieser Situation setzt allerdings ein Konzept ständiger Selbstentwicklung voraus, das in gewisser Weise durchaus kompatibel zu den aktuell herrschenden Paradigmen der Leistungsgesellschaft ist. Was steht hinter diesem Konzept? Ist dessen Verfolgung in letzter Konsequenz sinnvoll und / oder seligmachend? Anders gefragt, was bedeutet das eigene „Potenzial“, was bedeutet dessen Entwicklung und was – außer dem Nietzeschen Willen zur Macht – treibt dieses Bedürfnis? Die umfangreiche Frage zwingt bei den eigenen begrenzten Möglichkeiten zu eher thesehaften Aussagen.

1. Das Altern ist ein Prozess schwindender Potenzialität bei gleichzeitiger Realisierung einzelner Möglichkeiten bzw. dem selektiven Ausbau einzelner Fähigkeiten.
 - 1.1 Lebensvollzug ist ein Prozess ständiger Entscheidungen für und gegen Bemühungen, imaginierte persönliche Möglichkeiten in Lebenspraxis und konkrete Fähigkeiten zu übersetzen.
 - 1.2 Angesichts von theoretisch gesehen vielfältigen Wegen, können nur wenige Anfänge gesetzt werden. Das bedeutet die Vernachlässigung anderer Wege, Bemühungen und Potenziale.
 - 1.3 Potenzialität ist dabei ungleich einer Fähigkeit, sondern entspricht der Möglichkeit, Fähigkeiten unter ständigen Bemühungen zu entwickeln.
 - 1.4 Als Fähigkeit soll dabei eine erworbene Praxis gelten, die Lernprozesse voraussetzt und nicht allgemein verfügbar ist.

2. Die in Fähigkeiten umgesetzten Potenziale werden emotional als Ausgleich für die entschwindenden Möglichkeiten gesetzt.
 - 2.1 Lebensvollzug ist auch die Investition in bestimmte Fähigkeitsfelder und der Kampf um die soziale Anerkennung dieser Fähigkeiten.
 - 2.2 Im Erfolgsfall ist diese Entwicklung gleichzusetzen mit realisierten Potenzialen.
 - 2.3 Dabei entschwinden aber auch Alternativen zur Realisierung von anderen Möglichkeiten.
 - 2.3.1 Dieses „Entschwinden“ ist einerseits altersgebunden Eintrittsbarrieren geschuldet, andererseits aber auch dem schlichten Rückstand gegenüber Anderen, die das entsprechenden Tätigkeitsfeld schon länger besetzt haben und dementsprechend mehr in Lernen und soziale Anerkennung investiert haben.
 - 2.3.2 Ein kleinerer Bereich an Potenzialitäten entschwindet aufgrund körperlicher und geistiger Limitationen, die das Altern an sich mit sich bringt.
 - 2.3.3 In einer Zeit der verlängerten Adoleszenz kann man die Reflexion über den hier beschriebenen Prozess als ein Kennzeichen des sozialen Alters schlechthin setzen.

3. Das hier beschriebene Konzept des Potenzials setzt in gewisser Weise ein Konzept von Selbstverwirklichung voraus.

- 3.1 In der Fundierung des Begriffes spielt die Vorstellung einer prinzipiellen Erreichbarkeit einer Technik, einer Fähigkeit oder eines Werkes als Kernpunkt von Potenzial eine entscheidende Rolle.
- 3.2 Der Begriff der „Selbstverwirklichung“ taucht dabei oft als eine Denkfigur auf, in der sich selbst zugeschriebene Potenziale als ein Teil des eigenen Wesenskerns begriffen werden, der zum eigenen Glück unbedingt realisiert werden muss.
- 3.2 Diese Vorstellung ist auf eine prinzipiell nicht überprüfbare Zukunftssituation gerichtet, weder hinsichtlich der Möglichkeit eine bestimmte Fähigkeit und Lebensvollzug überhaupt zu erreichen, noch hinsichtlich der Bedeutung für das Subjekt, das diesen Lebensvollzug als sein „Ich“ begreift.
- 3.2.1 Es gibt in dieser Denkfigur keine Möglichkeit auf die Nichtexistenz des Potenzials zu schließen, wenn die Realisierung scheitert.
- 3.2.1.1 In diesem Fall ist die Frage letztlich nicht zu klären, ob die Umsetzung an fehlenden Bemühungen und Willen, oder tatsächlicher Nichterreichbarkeit des entsprechenden Ziels für den konkreten Akteur gescheitert ist.
- 3.2.1.2 In dieser Situation bleibt nur eine rein metaphysische Setzung ohne einen möglichen Rückgriff auf eine überprüfbare Ontologie.
- 3.2.2 Potenzial bleibt damit eine metaphysische Zuschreibung, ein Denkmodell, das je nach Setzung auf Schicksal oder Scheitern mit entsprechender eigener Verantwortung rückführbar ist.
- 3.2.3 Das gilt in verschärfter Form für die Frage, inwiefern ein imaginiertes Potenzial mit dem Subjektkern im Sinne einer Identität verbunden ist.
4. Selbstverwirklichung geht von einem authentischen Subjektkern aus, der nicht mehr unwidersprochen angenommen werden kann.
- 4.1 Folgt man den Überlegungen von Jacques Lacan oder Gilles Deleuze und Félix Guattari lässt sich ein stabiler Wesenskern des Einzelnen nicht mehr postulieren.
- 4.2 Am Ende der Suche nach dem Subjekt steht – zumindest bei Lacan – nur noch Sprache.
- 4.2.1 Sprache kann aufgrund ihrer Deutungsvarianten und Kontextbezogenheit nicht mehr zur Postulierung eines stabilen Wesenskerns des Menschen dienen. Sie fluktuiert, so wie der Schizophrene, den Gilles Deleuze und Félix Guattari als den vorgesellschaftlichen Menschen schlechthin setzen.
- 4.2.2 Das Denken des Wesens des Individuum als Sprache führt zu einem nicht stabilisier- bzw. erfüllbaren Begehren, dessen Unendlichkeit in der Offenheit der Sprache selbst liegt.
- 4.2.3 Dieses Denkmodell weist Ähnlichkeit mit der Suche nach dem zu realisierenden Potenzial auf.
- 4.2.4 Potenzial wird damit zum Begehren, nur metaphysisch ummantelt, denn es wird als jenseits einer sozialen Konstruktion gegeben gedacht.
- 4.3 Sprache ist ein soziales Phänomen, insofern ist auch das Subjekt sozial.

5. Wenn das Subjekt keinen Kern mehr hat, dem man sich durch Selbstverwirklichung annähern kann, kann die Realisierung von Potenzialitäten kein Prozess zunehmender Selbstbestimmung sein, sondern lediglich einer von sozial gekoppelter Selbsterfindung.
6. Der Vollzug von Fähigkeiten als soziale Praxis ist dabei immer auch auf stabilisierte Interaktionsschemata mit Anderen angewiesen.
 - 6.1 Fähigkeiten oder Können sind für sich genommen nichts, wenn sie nicht in einer nach außen gewandten sozialen Lebenspraxis realisiert werden.
 - 6.2 Dazu ist es nötig, dass dieses Können von Anderen als solches perzipiert und in deren Handeln anerkannt wird.
 - 6.2.1 Existiert keine Anerkennung von Fähigkeiten oder einer speziellen Lebenspraxis durch die sozialen Interaktionspartner wird der entsprechende Lebensvollzug nicht sozial wirksam.
 - 6.2.2 Fehlende soziale Wirksamkeit – zumindest im Mikrobereich des direkten Umfeldes – kann mit Nichtexistenz des entsprechenden Könnens gleichgesetzt werden, denn im Spiegel des Anderen konstituiert sich das Subjekt.
 - 6.3 Können bzw. realisierte Möglichkeiten haben damit immer eine institutionelle Einbettung in der konkreten Lebenswelt.
 - 6.3.1 Realisiertes Potenzial ist damit immer auch sozial definiert.
 - 6.3.2 Realisiertes Potenzial ist damit nie ein rein individuelles Phänomen.
 - 6.4 Ein Können oder Denken, das den Vorstellungsrahmen des sozialen Umfeldes wesentlich überschreitet, muss dementsprechend unwirksam bleiben, es ist sozial nicht existent und vom entsprechenden Akteur daher kaum zu stabilisieren.
7. Das Realisieren von Potenzialen als Selbsterfindung zielt im Kern auf Anerkennung seiner Selbst durch außenwirksame Leistungen und Sein als Lebenspraxis.
8. Anerkennung basiert auf Distinktion. Anerkennung wird für Fähigkeiten und Werke gewährt, die nicht beliebig und von jedem wiederholbar sind.
 - 8.1 Diese soziale Anerkennung stabilisiert Möglichkeiten und Fähigkeiten als Teil der Subjektivierung.
 - 8.2 Anerkennung ist dabei ein knappes Gut. Wenn man den Überlegungen von Georg Franck folgt, ist Aufmerksamkeit in einer (zumindest in den Industrieländern) im partiellen Überfluss lebenden Gesellschaft eines der nicht beliebig multiplizierbaren Güter.
 - 8.3 Zuwendung im Sinne von Aufmerksamkeit bedeutet damit immer auch Abwendung von etwas oder jemand Anderen.
 - 8.4 Soziale Auszeichnung oder Realisierung von Potenzialitäten als sozial gebundene Selbsterfindung setzt sich damit immer auch gegen die entsprechende Anerkennung anderer.

- 8.5 An dieser Stelle könnte man auch auf die Überlegungen Heideggers referenzieren. Erkennen funktioniert nur als Entbergen und bringt zwangsläufig das Verbergen anderer Aspekte bzw. Sichtweisen mit sich.
- 8.6 Zu klären ist damit die Frage, ob Aufmerksamkeitsakkumulation als zwangsläufiges Phänomen einer Potenzialrealisierung immer auch Exklusion beinhaltet, somit an sich negativ zu bewerten ist.

Geht man gedanklich den hier skizzierten Weg, kann man auch den etwas obskuren Einstieg in diese Abhandlung verteidigen. Wenn die Realisierung von Potenzialitäten vor allem Selbsterfindung ist, gehört die Kenntnis kanonischer Filme des Intellektualismus selbstverständlich zu einer Selbstkonstitution, die entsprechende Aufmerksamkeiten am nächsten Kneipenabend sichert.

Tagebuch aus dem Pflegeheim für frustrierte Intellektuelle, Teil II

7. Juli

Gestern bin ich in einen bierseligen Abend im Gemeinschaftsraum geschlittert. Das war nicht geplant, denn meistens muss man solche Abende mit einer mehrtägigen Schamphase bezahlen. Es bleibt selten aus, dass man sich verbal daneben benimmt und einigen Leuten dann nicht unter die Augen treten will – ein schwieriges Unterfangen in einem Wohnheim, in dem kaum jemand vor die Tür geht. Im konkreten Fall hat sich aber der Rausch gelohnt, denn ich habe gelernt, dass ein tolles Leben vor allem eine Frage der Interpretation ist. Peter hat recht virtuos Geschichten von einem Saufabend von vor etwa 15 Jahren zum Besten gegeben und konnte damit situativ einige Bewunderung ernten. Erst kurz vor Ende der Alkoholvorräte ist mir gedämmert, dass ich damals auch dabei gewesen war und der eher uninspirierten Sauferei kaum etwas Besonderes abgewinnen konnte. Es wäre mir schlicht in keinem Zustand gelungen aus diesen Ereignissen, die darüber hinaus schon lange im Sediment meines Gedächtnisses versunken waren, irgendeine biertischtaugliche Geschichte zu destillieren. Es scheint, dass Begebenheiten erst dann zu Ereignissen werden, wenn man sie zu erzählen versteht. Diese Erzählungen sind in den seltensten Fällen dann aber eine rein artifizielle Subjektkonstruktion gegenüber dem Anderen. Sie konstituieren vielmehr ein Selbst, das sich als eines empfindet und konstituiert, dass schon eine ganze Menge erlebt und das auch zu erzählen hat. Löst man sich dann gedanklich von Peter und seinen Selbst- und Fremdkonstruktionsfähigkeiten bleibt wahrscheinlich die Erkenntnis, dass ein Ereignis ganz allgemein ohne seine Interpretation nichts ist. Oder anders gesagt: Das Ereignis existiert überhaupt nur in seiner sprachlichen Realisierung. Hier liegt seine Bedeutungszuweisung, seine Rolle in der jeweiligen subjektiven und ggf. gesellschaftlichen Weltkonstruktion. Ein langweiliges Leben ist dann nur ein schlecht erzähltes. Wenn ich an die letzten Jahre denke, scheine ich nicht viel vom Geschichten erzählen zu verstehen.

12. Juli

In der Wohnheimbibliothek ist mir ein Buch über das Phänomen der Exklusion in die Hände gefallen. Der Band war sogar vor kurzem erschienen. Obwohl ich es nett finde, dass sich jemand mit diesem Thema wissenschaftlich beschäftigt, habe ich mir nicht die Mühe gemacht es zu lesen. Die wissenschaftliche Analyse meiner Existenz kann ich mir in meiner Stimmung nur schlecht zu Gemüte führen. Mir scheint auch, dass der Kernbegriff weitgehend auf den Ausschluss von der Erwerbsarbeit zielt. Ist soweit auch erst einmal richtig. Mir scheint nur frappierend, dass sich niemand mit all denen beschäftigt, die gerade mit 50 und mehr Stunden im Erwerbsleben stehen. Im Rahmen der funktionalen Differenzierung, die unsere Industriegesellschaft durchzieht, haben wir es hier doch mit einer Klasse von Subjekten zu tun, die sich einen sehr großen Teil ihrer Existenz mit einem extrem kleinen Ausschnitt unserer Lebenswelt befassen. Muss man sich dann noch um die klassischen Fragen der Lebensorganisation kümmern, bleibt nicht mehr viel, um als gesellschaftlicher Mensch zu existieren. Zumindest dann, wenn man diese Existenz als eine am Allgemeinen teilnehmende begreift (wie das beispielsweise Hannah Arendt gerne hätte). In gewisser Weise liegt hier eine Exklusion gerade in der Integration in die funktional differenzierte Arbeitswelt. Gegenüber den Empfängern von ALG II hat diese Klasse von Vielbeschäftigten natürlich den unschätzbaren Vorteil normalerweise über ein gewissen Bestand an dem universalen Machtmittel unserer Zeit zu verfügen, nämlich Geld. Die Exklusion ist eine rein gesellschaftliche (zumindest, wenn man Gesellschaft als den Raum der Öffentlichkeit jenseits von Arbeit begreift und darüber kann man sich natürlich trefflich streiten), keine materielle.

20. Juli

Ich bin den ganzen Vormittag nicht aus dem Denken gekommen. Ich laufe wie ein hospitalisierter Elefant in meinem Zimmer im Kreis und kann nicht aufhören. Es wird Zeit für den Turm. Nach dem Mittagessen, das in seinem konstanten Grauen keine Aufmerksamkeit erregen konnte, schwänze ich das Bewohnerplenum von Flügel eins und stehe mich auf den Aussichtsturm unseres Gebäudekomplexes. Das Schloss hat seit Jahren einen originellen Defekt, den ich betrunken entdeckt habe – ich war damals felsenfest davon überzeugt auf dem Weg in mein Zimmer zu sein. Die Wendeltreppe hinter der Tür hat mich zwar irritiert, aber nicht vom Aufstieg abgehalten. Ich bin damals auf der Aussichtsplattform eingeschlafen und habe mir fast eine Lungenentzündung geholt. Ich habe mich damals notgedrungen Schwester Maria anvertraut, um ohne offizielle Krankmeldung an Medikamente zu kommen. Seitdem nutze ich dieses Wissen für gelegentliche kleine Fluchten aus dem Wohnheimalltag. Die Gute lässt mich gewähren solange ich niemanden davon erzähle und mein Wissen nicht zu exzessiv nutze. Der Turm ist eine der umstrittensten architektonischen Accessoires unserer lieblosen Menschaufbewahrungsstätte. Ursprünglich zur visuellen Kontrolle des Geländes gebaut, wurde er in den sechziger Jahren von einem damaligen Delinquenten mit an Hundertwasser angelehnten Motiven bemalt, die inzwischen teilweise abblättern und den Gemälden eine Komponente zufällig durchbrechender Stahlbetonflächen hinzufügen. Der Künstler wurde nach dem Ende der Nutzung des Komplexes als Gefängnis in die Forensik überstellt. Böse Zungen behaupten, dass die Gestaltung des Turms Hauptargument seines damaligen Gutachtens war. Ich gehöre zu denen, die ihn in seiner

Deplaziertheit durchaus schätzen. Auf der Aussichtsplattform verdichtet sich der Überblick über die lieblose Funktionalarchitektur zu einer würfelfartigen Strukturierung von Welt, der Welt, die mich stabilisiert. Hier oben endet für mich regelmäßig alles Denken. Ich assoziiere mit diesem Gefühl die Behauptung von Erwin aus dem letzten Frühjahr. Er hatte Pilze unbekannter Herkunft konsumiert, lief durch die Gänge und erzählt jedem er hätte die ultimativen Kopfblocker gefunden. Er würde gerade an gar nichts denken. Nach einer halben Stunde kassierten ihn die Pfleger und brachten ihn gedankenfrei auf Station.

22. Juli

Der Flügel eins des Heims hat einen neuen Bewohner. Gestern ist ein ehemaliger Dozent der Soziologie eingezogen. Felix Rubin heißt er. Sein Institut wurde vor einem halben Jahr geschlossen und jetzt ist er ein bisschen verwahrlost, will sich aber trotzdem noch nicht mit seiner Situation abfinden. Das dauert auch erfahrungsgemäß ein halbes Jahr. Jedenfalls hat er seine gesamte Publikationsliste und Teile seiner Büchersammlung der Wohnheimbibliothek gespendet. Das ist dann wohl eine angemessene letzte Ruhestätte für seine zu Papier gewordene Mitteilungsbedürftigkeit.

25. Juli

Ich habe erneut den Fehler gemacht, abends im Gemeinschaftsraum hängen zu bleiben. Max konnte mit einer Flasche Selbstgebrannten aus dem Freundeskreis auffahren und so nahm der Abend seinen fatalen Lauf. Zu späterer Stunde entwickelte Christiane aus Flügel vier ihre neue Theorie der emotionalen Kontingente. Auf vollkommen metaphysischer Basis schleuderte sie die These in den Raum, dass unter Umständen in der Weltgeschichte immer nur eine konstante Zahl glücklicher Beziehungen existieren könnten. Quasi als Naturgesetz, so wie die Gravitation. Wenn das so ist, muss – das war dann die Schlussfolgerung – bei steigender Weltbevölkerung naturgesetzlich-zwangsläufig der Anteil funktionierender Beziehungen sinken. Kann man dann sozusagen nichts machen, wenn man karma-mäßig aus dem Kontingent fällt. Die Diskussion uferte angesichts dieses Unsinns aus und war nicht mehr zu retten. Max insistierte sogar noch auf eine seriöse Debatte und wies zurecht darauf hin, dass das Konzept der Liebesbeziehung a) ein sozial konstruiertes ist und b) aus der Neuzeit stammt (in Sachen 17. oder 18. Jahrhundert waren wir uns nicht einig).

30. Juli

Felix sitzt inzwischen immer alleine am Mittagstisch. Sein Drang allen Mitessern die Lektüre seiner Bücher naheulegen, hat alle vertrieben. Diese Selbstüberschätzung wird sich über die Monate schon noch legen, die Ichzentriertheit erfahrungsgemäß nicht.

2. August

Ingrid ist neu im Flügel drei des Wohnheims. Sie hat sich recht unauffällig-schnell eingelebt und war schon nach zwei Wochen in Sigrids Bandprojekt. Die neue Zusammensetzung hat in der Folge zu einer Verschiebung des Sounds in Richtung Motörhead geführt. Ich mag jetzt eigentlich gar nichts mehr von

dem Projekt hören, denn die Neuausrichtung erinnert mich immer an die ausgiebige Dummheit von Lemmy Kilmister. An seinen Hang zu Devotionalien aus dem ersten Weltkrieg hatte man sich ja schon gewöhnt. Seine Interviewaussage, Hitler sei der erste Rockstar gewesen, schließlich hätte er auch schon eine Lightshow benutzt, hat mich jedenfalls lebenszeitbeleidigt. Hier begegnet man einer Analyseebene von Politik, vor der man nur noch kapitulieren kann. Mein Verhältnis zu Sigrid ist seit unserem Streit über die Ausrichtung ihrer Band eh nicht das Beste.

5. August

Bin in der Krise, empfinde körperliche Schmerzen dabei Füllwörter und Überleitungen zu schreiben (beim Reden geht einem das leichter von der Hand, vor allem betrunken). Zielsetzung sollte doch der verdichtete Gedanke sein, der wie ein Blitz die Vorstellungswelt durchschlägt und einen Assoziations- und Interpretationsraum aufreißt – ohne Sicherheitsnetz, ohne Firlefanz, wie z.B. eine Einbettung in eine „Geschichte“.

7. August

Keine Besserung in Sicht. Ich empfinde einen massiven Verlust von Lebenskontrolle, alles fällt schwer. Akribisch geführte Excel-Listen mit Erledigungspunkten strukturieren Denken und Leben.

15. August

Ich fühle mich besser, bin aber mehr denn je der Meinung, dass komplette Standpunktslosigkeit gegenüber der Welt zu den Grundrechten menschlicher Lebensführung gehören sollte.

28. August

Die Monotonie des täglichen Mittagessens wurde heute durch turbulente Szenen unterbrochen. Erwin schreibt noch immer Hassrezensionen zu allem, was er in der Bibliothek findet. Letzte Woche ist er bei den Büchern von Felix angekommen, der inzwischen eigentlich aufgegeben hatte, seine Mitbewohner von seinen Werken zu überzeugen. Heute hatte er dann plötzlich unerwartete Gesellschaft beim Essen. Erwin setzte sich dazu, mit seinem Paper zu Felix letzten Buch in der Hand. Zehn Minuten später flog die Suppe in sein Gesicht und man konnte Felix hysterisch etwas von defätistisches Arschloch, ignoranter Halbgebildeter und kaputter Pseudointellektueller schreien hören. Diese an sich weitgehend zutreffenden Charakterisierungen waren von aufgeregten Handgreiflichkeiten begleitet. Zwei Pfleger sorgten für Ruhe.

2. September

Es ist jetzt verboten Papers über Publikationen von Mitbewohnern zu verfassen.

12. September

Ich bin heute mit Christiane beim Mittagessen gesessen. Mit Entsetzten musste ich feststellen, dass sie an ihrer metaphysischen Theorie der Kontingente nicht nur nüchtern festhält, sondern stetig an

einem immer absurderen Ausbau arbeitet. Neuester Baustein: Jeder Mensch kann nur eine konstante Anzahl von Fernsehstunden aushalten, dann kommt es zwangsläufig zum Hirnschlag. Insofern würden die Rentenkassen auch den entsprechenden Medienkonsum durchaus zu schätzen wissen. Ich hab mich weggesetzt, ohne Essensbestandteile über Christiane auszuschütten. Ich weiß nicht, ob ich stolz darauf sein kann, denn wenn das so weiter geht, werde ich Anhänger der These, dass jeder nur eine konstante Menge Mist aushalten kann, bevor er in kompletter Demenz versinkt oder einen Magendurchbruch bekommt (ist Veranlagungssache).

23. September

Ich habe gestern den großen Fehler gemacht, dem laufenden Fernseher im Gemeinschaftsraum beizuwohnen. Stephan Raab hat sich über ein Interview mit Gudula Blau lustig gemacht, der Spitzenkandidatin einer esoterischen Partei aus dem bayerischen Landtagswahlkampf. Obwohl dieser Haufen sicherlich harte Thesen zu bieten hat, hat der Spaßfaschist Raab sich ausgerechnet die Forderung nach einem vorbedingungsfreeen Bürgergeld aus dem Beitrag herausgepickt. Es setzt diese Forderung, die auch in den seriösen Sozialwissenschaften der neunziger Jahre durchaus eine Rolle gespielt hat, in einen esoterischen und damit jenseitsweltlichen Kontext. Die Aussage lautet kurz gesagt: Bürgergeld ist ungefähr so realistisch, wie der Versuch Kriege um Ressourcen mit guten Schwingungen zu beenden. So ein Arschloch! Ich kann bei so viel Impertinenz mein Zimmer mindestens drei Tage nicht verlassen.

30. September

Entgegen meinem Willen, nichts mehr von den deutschsprachigen Motörhead aus unserer Ruhestätte wissen zu wollen, habe ich doch ungefragt Neuigkeiten über das Projekt von Johann abbekommen. Sigrid will sich ihre Achselhaare wachsen lassen, bis Rastas entstehen. Diese Ankündigung war Entzündungspunkt eines großen Streits, ob das medizinisch überhaupt möglich ist. Jedenfalls ist das ganze Teil ihres neuen Stylekonzepts für die Band. Sie will die Auftritte in weißen Rippchenunterhemden bestreiten, damit das neue Modegimmick auch zur Geltung kommt. Mich bestärkt derartige Unsinn nur in meinem etwas starrsinnigen Entschluss dem für nächsten Monat angekündigten Bewohnerkonzert fernzubleiben.

Rezensionen

Alex Demirovic – Kritik und Wahrheit, in: Grundrisse Nr. 26, Wien 2008

Den Namen Alex Demirovic findet man immer wieder bei Themen rund um Untersuchungen zu den neuen sozialen Bewegungen und bei Beiträgen, die sich um die Versöhnung der kritischen Theorie mit den Ansätzen Foucaults drehen. In diesem Artikel hat er sich mit dem Verhältnis von Kritik und Wahrheit beschäftigt, einem spannenden Thema in einer Phase, in das Postulat von Perspektivenpluralismus weite Verbreitung gefunden hat, Demirovic spricht in diesem Zusammenhang von der Zerstörung der „[...] diskursive Einheit jener Theorien [...]“, die sich als unfassend dargestellt haben. Damit gemeint sind vor allem der Marxismus und die Psychoanalyse.

Über weite Strecken seines Essays baut er einer Dichotomie der „Kritik von Außen“ vs. der „Kritik von Innen“ auf, die sich aus seiner Sicht in vielen Überlegungen zum Begriff in den letzten 30 Jahren nachweisen lässt. Die Folgen dieser gedanklichen Positionierung wird herausgearbeitet: Die Kritik, die sich ausschließlich auf Prinzipien und Denkstrukturen jenseits der bestehenden Gesellschaft stützt, hat die Tendenz zum Totalitarismus. Ihre Träger sind Vermittler der neuen Wahrheit und haben auch den Auftrag der Durchsetzung. Die Kritik von Innen, die sich auf bestehende Prinzipien, moralische Vorstellungen oder Ansprüche stützt, hat keine Möglichkeit transzendente Wege der gesellschaftlichen Entwicklung zu induzieren (wobei Transzendenz dabei ganz gemäß der Kritischen Theorie im Sinne von über das Hier und Jetzt hinausweisende gemeint ist). Gleichsam als Illustration setzt er hier den Ansatz von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe, die vor allem „[...] die Normen von Freiheit und Gleichheit als Bezugspunkte für ihre Kritik [...]“ nehmen. Demirovic zeigt auf, dass genau jene Prinzipien und der kritische Bezug auf die Nichtrealisation derselben in den bürgerlichen Industriegesellschaften die Basis bilden, um die ständige Neuerfindung der bürgerlich-industriellen Gesellschaften zu treiben. Die kontinuierlichen Umwälzungen als ein Moment der Krisenüberwindung und Stabilisierung funktioniert quasi vor allem durch das immerwährende Nichterreichen des Ziels und der damit verbundenen Entstehung neuer Kritikformen, die Basis einer weiteren evolutionären Entwicklung des Industriesystems bilden. Es kann dabei allerdings bezweifelt werden, ob die bisherigen Umwälzungen tatsächlich kritikgetrieben waren, oder nicht vielmehr eine lernende Reaktion auf auftretende Akkumulationskrisen zu lesen sind, die nur wenig auf die kritische Positionierung von Teilen der Gesellschaft rückführbar sind.

Demirovic setzt bei der Fundierung seines Konzepts von Kritik letztlich auf eine dialektische Versöhnung des Innen und Außen. Kritik muss immer Kritik der grundlegenden Begriffe und erst daraus abgeleitet der konkreten Verhältnisse sein: „Die kritische Theorie [auf die er sich grundsätzlich als Weg jenseits der aufgezeigten Dichotomie bezieht] beurteilt also die Verhältnisse nicht von außen, denn sie ist arbeitsteilig in sie verwoben. Als Theorie, mit der begrifflichen Arbeit, greift sie in diese Arbeitsteilung ein, indem sie aus der Ordnung der Dinge heraustritt und sie zum Gegenstand der Analyse macht. Ihre Praxis besteht darin, die Wahrheit über das Ganze der gesellschaftlichen Verhältnisse mit Blick auf eine mögliche und neue Form der gesellschaftlichen Arbeitsteilung zu sagen. Dieses Wahr-Sagen bleibt den Sprechenden nicht äußerlich, es ist ein zukunftsorientiertes Denken, das seine Träger mit einbezieht.“ Dieser Ansatz ist damit zweifelsohne der eines denkenden Intellektuellen und ein Setzen auf dessen Stärken. Trotzdem wird der Leser mit der Frage, wie in dieser Konstellation „Wahrheit“ nun zu verstehen ist, ein bisschen allein gelassen. Es scheint durchaus durch, dass sie sich – ganz in Foucaultscher Manier – in den Diskursen immer wieder neu bildet und Subjektivierung konstituiert. Kritik ist dann die Entbergung neuer „Wahrheiten“ aus den bestehenden und in der Transzendierung aktueller Diskurse. Ob diese Denkfigur einer radikalen Kritik des kategorischen Denkens als Basis eines wirksamen Weges „von Innen“ tragfähig ist, muss sich noch erweisen. Wenn man Foucault glauben schenken darf, bleibt aber keine andere Möglichkeit.

Aus dem Plattenarchiv

The Cult – Electric (1987)

The Cult haben es nie geschafft, die zweite Reihe der Rockacts ihrer Zeit in Richtung kommerzielle Anerkennung zu verlassen. Die wandlungsfähige Band hat zwar regelmäßig auf großen Labels veröffentlicht, haben sich aber letztlich 2001 mit dem passenden Titel „Beyond Good and Evil“ aus den Annalen der Rockgeschichte verabschiedet. „Electric“ stellt dabei einen ersten Wendepunkt einer Band dar, die ihren Sound mehrfach neu definiert hat (und vielleicht gerade deswegen am Markt gescheitert ist). Am Klang dieses Albums von 1987 dürfte vor allem Rick Rubin schuld sein. Der legendäre Produzent hat mit „Electric“ den knochentrockenen Sound gefunden, der später Glen Danzig zu einer gewissen Berühmtheit verhelfen sollte. Die Bandphotos zeigen dabei Engländer, die in ihrem modischen Auftreten noch ganz dem androgynen Style der New-Wave-Ära verpflichtet sind, aber schon vollkommen anders klingen. Die Produktion zeigt den Willen zur schnörkellosen Zeitlosigkeit und gibt den besseren Songs des Albums ein Gewand, die sie auch 20 Jahre später noch hörbar macht. Eine Wiederentdeckung für Biertrinkabende.

Victims Family – The Germ (1992)

In der Hochzeit des amerikanischen Hardcore entstand im Prozess der stilistischen Ausdifferenzierung des Genres auch der sogenannte Jazzcore. Auch wenn die meisten Bands sich eher an der Atonalität des Freejazz orientierten, kann man den Begriff als solchen durchgehen lassen, vor allem weil sich in der Spätphase der Entwicklung durchaus „echte“ Freejazzler, wie z.B. John Zorn mit eigenen Veröffentlichungen einmischten. Zu den klassischen Bands des Genres zählen sicherlich Victims Family, die 1992 „The Germ“ veröffentlichen, ihr dichtestes und reifstes Werk. Die Platte repräsentiert – so wie die meisten der Gruppe – in gewisser Weise zwar schon wieder eine Rückkehr zum klassischen Hardcore mit Noiseseinsprengeln, zeigt aber mehr als andere Veröffentlichungen zu dieser Zeit die politischen Ambitionen der Bewegung auf. „I pissed on a Tree“ reflektiert die Landnahme des weißen Amerikas im Sinne einer Durchkapitalisierung des ersten liberalen Staatsgebildes auf dieser Welt: „I pissed on a tree, I put up a flag for all the world to see. I discovered this place all by myself and now it belongs to me. And then I put up a wall and a barbed wire fence to keep all of you out.“ Diese Reflexion auf die Entstehung einer Gesellschaft, die das Eigentum nach wie vor als das zentrale Rechtsgut ansieht und zu seiner Verteidigung umfangreiche private Aufrüstung betreibt, erinnert an die Kritik von Jean-Jacques Rousseau. Man kann allerdings kaum unterstellen, dass die entsprechenden einschlägigen und bekannten Passagen des französischen Philosophen der Band bekannt waren, auch wenn sie von ihrer Kraft bis heute nichts verloren haben: „Der erste, welcher ein Stück Landes umzäunte, sich in den Sinn kommen ließ zu sagen: dieses ist mein, und einfältige Leute antraf, die es ihm glaubten, der war der wahre Stifter der bürgerlichen Gesellschaft. Wie viel Laster, wie viel Krieg, wie viel Mord, Elend und Gräuel hätte einer nicht verhüten können, der die Pfähle ausgerissen, den Graben verschüttet und seinen Mitmenschen zugerufen hätte: ‚Glaubt diesem Betrüger nicht; ihr seid verloren, wenn ihr vergesst, dass die Früchte euch allen, der Boden aber

niemandem gehört.“¹ Dass das Einzäunen und die Inbesitznahme sowieso nicht mehr lange etwas nützt, zeigen die Reflexionen auf die Umweltverschmutzung in „Insidious“ – ein quasi klassisches Thema der Erscheinungszeit von „The Germ“. Stört auch heute noch nicht, wenn man die unterhaltsame und dicht vorgetragene Platte wieder einmal durchhört.

Union Carbide Productions – From Influence to Ignorance (1991)

Es gibt in der Politikforschung die sogenannte „Windows-of-Opportunity“-Theorie. Im Kern geht es um die Behauptung, dass die Durchsetzungsmöglichkeiten bestimmter Ideen und Programme nicht zu jeder Zeit möglich sind – völlig unabhängig von deren Zielen und Qualitäten. Es muss einerseits eine Konstellation von Akteuren bestehen, die zu diesem Zeitpunkt für die Durchsetzung günstig positioniert sind und es müssen entsprechende Kapazitäten bereitstehen ein Programm umzusetzen. Nur dann bestehen Chancen, ein Thema auf die Agenda zu bekommen und gegebenenfalls auch Ergebnisse zu erzielen. In gewisser Weise lässt sich diese Sichtweise auch zur Analyse von popkulturellen Phänomenen nutzen. Auch wenn die letzten 20 Jahre ein buntes Nebeneinander diverser Stile und Richtungen gebracht haben, weiß jeder Labelmanager, dass „Timing“ eine große Rolle spielt, um ein „Produkt“ erfolgreich zu platzieren. Wenn man dieser Betrachtungsweise folgt, kann man Union Carbide Productions attestieren, zeitlich immer daneben gehauen zu haben. Die Band war in den späten achtziger / frühen neunziger Jahren die Messlatte für Siebzigerrock schlechthin. Ihr zweites Album „Financially dissatisfied philosophically trying“ heimste 1989 die kürzeste Spex-Kritik aller Zeiten ein: „Diese Platte ist Gott“. In merkbaren kommerziellen Erfolgen schlug sich diese Euphorie der Fachpresse aber nie nieder. Ihr Stil passte nicht in die Bedürfnisstrukturen der damaligen Independent-Szene. 1991, im dem Jahr, in dem Nirvana recht überraschend den Höhepunkt ihres kommerziellen Erfolges erreichten und damit die Hinwendung des Independent-Rocks zu den stilistischen Elementen der Siebziger einläuteten, erschien „From Influence to Ignorance“, auf der die Band ihren ästhetischen Höhepunkt erreichte, bevor sie sich bei den Aufnahmen zu ihrem letzten Album „Swing“ in Auseinandersetzungen mit ihrem Produzenten Steve Albini verschliss.

„From Influence to Ignorance“ versammelt das ausgereifteste Songmaterial einer Band, die über alle Veröffentlichungen ein hervorragendes Niveau hielt. In gewisser Weise klingt in dem intensiven Material schon das eher defätistisch verarbeitete Scheitern am Publikum durch. UCP wollen nirgends mehr hin, weil sie glauben zu wissen, dass sie zumindest kommerziell auch nirgends mehr hinkommen. Insofern zeigen die Schweden hier eine nihilistische Intensität, die sie wohlthuend von vielen Projekten unterscheidet, die Mitte der neunziger Jahre im Rahmen der Grungewelle Platten auf dem Markt geworfen haben. Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass Teile des Projekts sich nach dem Ende von UCP noch einmal aufraffen konnten und unter dem Namen „The Soundtrack of our Lives“ den einmal eingeschlagenen Weg in sehr hörenswerter Weise fortgesetzt haben. Für Freunde von eher zeitgenössischer Musik sind diese Veröffentlichungen dann das Objekt eines möglichen Konsums.

¹ Jean-Jaques Rousseau - Schriften in zwei Bänden, Band 1, München 1978, S. 230.

Sick of it all – Just look around (1992)

In den späten achtziger Jahren entstand in New York eine spezielle Ausprägung des amerikanischen Hardcore, der sich durch Habitus und musikalische Ausrichtung von den Entwicklungen anderer amerikanischer Städte unterschied. Diese Entwicklung war dabei kein Einzelfall. Die geographische Größe des Landes machte es für kleine Labels und Bands schwer, Touren und Vertriebssysteme zu organisieren, die die gesamte USA abdeckten. Die Bands aus dem Big Apple konnten dabei auf die Herkunft aus einer Stadt setzen, die einen sozialen und in den Randgebieten wenig befriedeten sozialen Brennpunkt darstellte. Sick of it all sind ein Flaggschiff ihres Genres und entstanden als sogenannte zweite Generation nach und auf Basis der Vorbilder Agnostic Front und SFA. Mit „Just look around“ legte die Band dabei 1992 die erste Platte vor, die durch ein etwas größeres Produktionsbudget den Druck der Konzerte auf den Tonträger transportieren konnte und mit „Locomotive“ und dem Titelsong zwei achtbare Klassiker enthielt. Sick of it all bewegten sich in dieser Zeit in einer Szene, die Europa durch ihre inhaltlichen und ethischen Setzungen immer fremd blieb. Gegen die sozialen Erosionstendenzen der achtziger Jahre und der Repression gegenüber der auf dem Punk aufbauenden Bewegung setzten die Gruppen und ihre Anhänger vor allem auf innere Solidarität, gepaart mit einem lokal orientierten Stolz auf die eigene Szene. In ihren Auftritten und Auftreten gingen die Bands dabei den Weg einer am männlichen Arbeiterklassepublikum und an Härte orientierten Ästhetik. Das – von Sick of it all allerdings nie benutzte – deutsche eiserne Kreuz als Symbol für Solidarität und innere Einheit der Bewegung zeigt dabei auf einen ahistorischen Antiintellektualismus, der eben nicht die früheren Kontextualisierungen dieses Symbols berücksichtigen will oder kann. Zielsetzung war immer nur eine möglichst hasserfüllte Intensität, die sich mit der Beschreibung der Zustände in der eigenen Lebenswelt weitgehend zufrieden gegeben hat. Zielscheibe dieses Hasses der vorwiegend aus Weißen bestehenden Szene waren dabei immer der Staat und dessen Autoritäten, nie andere ethnische Gruppierungen. Eine Solidarisierung über die eigene Peer-Group hinaus ist dabei allerdings nie gelungen und wurde vielleicht auch nie ernsthaft versucht. Lediglich eine gewisse Diffusion in den weißen Mittelstand im Rahmen der Kommerzialisierung des amerikanischen Hardcore, vor allem in Europa, war festzustellen. Was daran spannend ist? Einerseits die Tatsache, dass es Sick of it all mit dieser Platte gelungen ist, das Lebensgefühl des New Yorker Hardcore auch produktionstechnisch auf die Straße zu bringen, andererseits die Tatsache, dass hier ein Zeugnis vorliegt, das Positionierungsversuche in einer Phase dieser Stadt zeigt, in der konservative Regierungen Wirtschaftswachstum auf Kosten einer fairen Sozialentwicklung forcierten.